

Imre Grimm
Der Grimm des Lebens

Imre Grimm

Der Grimm des Lebens

Frische Kolumnen aus einem lustigen Land

© 2026 zu Klampen Verlag · Röse 21 · 31832 Springe
www.zuklampen.de

Bei Fragen zur EU-Produktsicherheitsverordnung GPSR
wenden Sie sich bitte an info@zuklampen.de.

Umschlaggestaltung: © Stefan Hilden, Hildendesign · München ·
hildendesign.de

nach einem Design von Philipp Bieler
und unter Verwendung mehrerer Motive von shutterstock.com

Satz: Germano Wallmann · Gronau · www.geisterwort.de

Druck: CPI – Clausen & Bosse · Birkstr. 10 · 25917 Leck ·
cpidirect.cpi-print.de

ISBN Printausgabe 978-3-98737-072-4

ISBN E-Book-PDF 978-3-98737-494-4

ISBN E-Book-EPUB 978-3-98737-495-1

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über [<http://dnb.dnb.de>](http://dnb.dnb.de) abrufbar.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen
insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG
(»Text- und Data-Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

Inhalt

Vorwort	7
<i>Voilà, chérie!</i>	
Die deutsche Sprache	10
<i>Geben ist seliger als Bremen</i>	
Politik & Gesellschaft	24
<i>Google Maps für Eichhörnchen</i>	
Essen & Trinken	46
<i>Früher melkte man Kühe, heute melkt man Kunden</i>	
Der Mann & die Familie	58
<i>Bluetooth im Auto – das Musical</i>	
Körper & Geist	78
<i>Es heißt Morgengymnastik, nicht Heutegymnastik</i>	
Arbeit & Freizeit	94
<i>König Kalbsleder auf der Spätschmalz</i>	
Kunst & Kultur	116
<i>Die Weiden des jungen Lehrers</i>	
Lifestyle & Mode	137
<i>Ich will keine Dubai-Schokolade</i>	
Prominente & andere Wesen	149
<i>David Sedaris kauft sich eine Hose</i>	

Digitales & Technik	163
<i>Wir Dopamin-Junkies</i>	
Unterwegs	184
<i>Camping ist überdachtes Herumlungern</i>	
Sport & Freizeit	212
<i>»James, bitte stehen Sie mich auf!«</i>	
Musik	229
<i>Nostalgie – auch nur ein anderes Wort für partielle Vergesslichkeit</i>	
Natur	242
<i>Spazierengehen – halbtot und trotzdem unterwegs</i>	
Weihnachten & Silvester	258
<i>»Hoch oben schwebt Josef den Engeln was vor«</i>	
Danke	270
Über den Autor	272

Vorwort

Voilà, chérie!

Hochverehrte Leserschaft,

ich freue mich, dass Sie dieses Buch in Ihren Händen halten. Mehr noch: Sie haben es aufgeschlagen und lesen gerade diesen Satz. Und auch diesen. Und den nächsten hier. Toll! Damit sind Sie schon mittendrin in meiner kleinen Welt. Wenn ich ein Youtuber wäre, würde ich jetzt sagen: »Lassen Sie gerne einen Like da und abonnieren Sie diesen Kanal!«

Aber ich bin kein Youtuber. Ich bin ein Analog-Influencer. Seit 1999 schreibe ich eine wöchentliche Kolumne. Inzwischen erscheint diese kleine Lustgrotte der Daseinsproblematik in mehr als 50 Zeitungen, die alle – so wie ich – hauptberuflich zum RedaktionsNetzwerk Deutschland (RND) gehören.

In Leserbriefen und bei Lesungen fragen mich Menschen immer mal wieder, wie so eine Kolumne eigentlich entsteht. Ich würde dann gerne behaupten, mir als demütigem Geistmedium des edlen Kolumnismus flögen jede Nacht im Traum güldene Gedanken zu, die sich wie von selbst zu einer brillanten Idee bündeln, die ich am Morgen nur noch in zehn Minuten zu Papier bringen muss.

Das ist – wie jeder sieht, der lesen kann – leider nicht der Fall. In Wahrheit verlaufen Herstellung und Aufzucht einer handelsüblichen Kolumne viel profaner. Ein Werkstattbericht:

Es ist Montag. Der wöchentliche Kolumnentag. Schon früh am Morgen gegen 11 Uhr wachte ich mich von meinem Privatbett hinüber auf mein Kolumnistendienstsofa, um mich durch die Zufuhr von Koffein und Frühstückstoffeee in ein nützliches Mitglied der Gesellschaft zu verwandeln. Es gilt der alte

T-Shirt-Spruch: »Instant human – just add coffee.« Das gelingt leidlich.

Ich öffne meinen Laptop. Der Akku ist leer. Das Netzteil liegt zweieinhalb Meter entfernt. Dazu reicht die Kraft noch nicht. Ich nehme stattdessen mein Handy und öffne die Notizen-App. Sodann tippe ich das Wort »Kolumne« in eine neue Notiz. Eine erste Arbeitsüberschrift. Das Schwerste ist vollbracht. Draußen fährt ein DHL-Auto vorbei. Die Sonne scheint.

Zwei Stunden später wache ich wieder auf. Ich starre auf das Wort »Kolumne«. Ich öffne eine andere Handynotiz, in der ich Einfälle, Wörter, Beobachtungen, Themen und Blödsinn sammle. Vielleicht finde ich dort eine Themenidee.

Ich lese: »Dieses Jahr ist ein Schaltjahr. Nächstes Jahr ist wieder ein Automatikjahr.« Das ist auch keine Hilfe. Nächster Satz: »Morgen werde ich meinem Chef gehörig seine Meinung sagen!« Ich suche weiter nach Inspiration. Ich finde den Satz »Nach Jan Weilers Bestseller *Maria, ihm schmeckt's nicht!* folgt nun sein Buch über den Bildungsnotstand: *Maria, er checkt's nicht!*« Aber ich möchte nicht über Jan Weiler schreiben, das soll mal schön Jan Weiler selber tun.

Die nächste Notiz enthält eine Liste von Pseudonymen, unter denen Karl May Erzählungen veröffentlicht hat. Mit dabei sind folgende Namen: »Capitain Ramon Diaz de la Escosura«, »Prinz Muhamêl Lautréaumont«, »Ernst von Linden« und »P. van der Löwen«. Ich frage mich, warum May den vollständigen Namen »Ernst von Linden« ersann, aber bei »P. van der Löwen« zu faul für einen Vornamen war. Dabei gibt es sehr schöne Namen mit P, zum Beispiel Peregrinus, Philemon oder Pontian. Außerdem möchte ich ebenfalls gern Capitain Ramon Diaz de la Escosura heißen.

Ich blicke auf das Wort »Kolumne«. Es ist 17.45 Uhr. Ich google »Wörter, die man schwer lesen kann«, und finde: Altbaucharme, Hoffensterchen, Ministereanlage, Zwergelstern, Kreischorverband, Rotzeder und Baumentaster. Fragen über

Fragen: Warum heißt es Cheyenne-Pfeffer und nicht Chantal-Pfeffer? Warum heißt ein Spaßbad nicht Tropenübungsplatz? Gibt es einen griechischen Erotikversand namens Beate Ouzo?

Ich beschließe, statt eines Themas für meine nächste Kolumne erst einmal einen Titel für mein neues Buch zu suchen. In der Buchwelt trägt die Suche nach sinnfälligen und eingängigen Titeln angesichts von gut 70 000 Neuerscheinungen pro Jahr inzwischen Züge von Verzweiflung. Das führt zu erpresserischen Notlösungen wie *Kaufen Sie dieses Buch oder ich schlage einen Hund* oder hart sachorientierten Varianten wie *Mein Musikinstrumente-Malbuch: Ein tolles Buch mit vielen tollen Ausmalbildern*.

Mein voriges Kolumnenbuch, das grüne, trägt den Titel *Lichtstreife und Arschritte*. Ich dachte, es handle sich um eine clevere Parabel auf die diametral entgegengesetzten Pole des Lebens und einen geeigneten, leicht zu merkenden Titel mit Spannung erzeugender Fallhöhe. Ja, denkste. Neulich schrieb mir ein sehr netter Leser, er könne das Buch leider nicht kaufen, weil das Wort »Arsch« darin vorkomme. Dabei ist es ein so liebes Buch.

Das orangefarbene Buch, das Sie gerade lesen, wollte ich dann einfach *Prima Buch zu einem angemessenen Preis mit vielen tollen Ausmalbildern* nennen. Der Verleger war dagegen. Und deshalb heißt es jetzt: *Der Grimm des Lebens*.

Hier ist es also. Oder wie wir vom Feuilleton sagen: Voilà, chérie!

Viel Vergnügen beim Lesen wünscht Ihnen
Ihr Capitain Ramon Diaz de la Escosura

Die deutsche Sprache

Geben ist seliger als Bremen

Fiehß de Pütt

Fast überall wird gemeckert, dass das Meckern zugenommen hat. Ich weiß nicht, ob das Meckern tatsächlich zugenommen hat, aber ich kann bestätigen, dass zumindest das Meckern darüber, dass das Meckern zugenommen hat, zugenommen hat. Es nähme mich nicht wunder, wenn auch das Meckern darüber, dass das Meckern darüber, dass das Meckern zugenommen hat, zugenommen hat, zugenommen hat. Nein, das war jetzt einmal Meckern zu viel. Aber wir wollen nicht meckern.

Die hiesige Sprache kennt mindestens siebzehn Varianten von »Beschwerde« – von Anklage, Appellation und Beanstandung über Einwand, Lamento, Gejammer, Mängelrüge und Protest bis zu Querulation, Wehklage und Widerspruch. Kein Wunder, dass die Deutschen so begabte Jammerer sind bei diesem Reichtum an Unmutsvokabular.

Mein Favorit als »Beschwerde«-Ersatzbegriff ist die elegante »Demarche« (»Verzeihung, aber Sie sind mir gerade mit Ihrer Dampfwalze über den Fuß gefahren, ich möchte höflichst eine Demarche aussprechen.«). Es ist ein Gallizismus, also ein Wort aus dem Französischen, das dort tatsächlich existiert. Anders als sogenannte Scheingallizismen – französisch klingende Begriffe, die wir uns einfach ausgedacht haben (Blamage, Gardine, Friseur, Jour fixe). Das wäre, als ob die Franzosen kurzerhand deutsch klingende Wörter für irgendwelche Dinge erfinden – wie KROTZKNARTUFFEL für Rindenmulch oder SCHTRONKENFRUNZ für Rübensirup.

Der Jour fixe hieße im Französischen in Wahrheit »réunion de travail régulière«. Rehüniohdötraweihregulär – das klingt wie ein dahingerauntes Chanson von Serge Gainsbourg. Aber im Französischen, diesem Gesang von einer Sprache, hört sich alles lieblich an. Gewiss ist Meckern auch in Frankreich eine tief verwurzelte Tradition, sie nennen es dort Revolution. Ein süd-französischer Weinbauer kann fluchen wie ein irischer Matrose. Aber in der Regel ähnelt ein Streit auf Französisch dem Balzgesang lustwerbender Nachtigallen.

Einem Volk, das MERDE sagt statt Scheiße und EMBON-POINT statt Fettbauch, kannst du einfach nicht böse sein. In Frankreich heißt der Hurensohn FILS DE PUTE! Fiehß de Pütt! Wer soll das ernst nehmen? Der Halsabschneider ist der ÉCORCHEUR. Ehkorrorschör. Das klingt wie ein Lehrberuf (»Mein Sohn ist im dritten Lehrjahr zum Écorcheur«). Und der Klugscheißer ist der PETIT CON PRÉTENTIEUX, der Pöttieh Kohn Prehtongssiöh. Niedlich.

Ich hatte mal einen französischen Austauschschüler zu Gast, der beim Tischtennis bei jedem Schmetterball »Niehmm dasss-öh!« rief. Wie »prends ça«. Ich habe mir immer vorgestellt, er trüge dabei mittelalterliche Strumpfhosen, Schnabelschuhe und eine lustige Narrenmütze mit kleinen Glöckchen.

Es ist kein Wunder, dass französische Kellner ihre Abscheu gegenüber Touristen eher nonverbal zum Ausdruck bringen. Die Sprache gibt es einfach nicht her. Aber ich bin lieber ein petit con prétentieux mit Embonpoint als ein dicker Klugscheißer. Wörtlich übersetzt heißt Embonpoint übrigens »in gutem Zustand«. Wir Deutschen nennen das in unserer zarten, melodiosen Sprache etwas weniger lyrisch: SCHECKHEFTGEPFLEGT.

Ein Schwabe macht noch keinen Sommer

Nicht nur im Ruhrgebiet weiß man: Namen sind Schalke und Rauch, der Appetit kommt bei Essen, und Dortmund ist das halbe Leben. Und deshalb ist es höchste Zeit, endlich einmal Dortmund in ein selten betrachtetes Randgebiet der deutschen Sprache zu bringen: die Rolle der Geografie im hiesigen Redensartenwesen. Sprichwörter und Redewendungen sind voll von Städten und Ländern – eine Tatsache, die viel zu lange ignoriert wurde.

Die Schönheit der Sprache trifft die Schönheit der Städte. Denn man vergisst ja so schnell: Nicht alle Städte sind elende Löcher voller Deichmann-Filialen und Matratzen-Outlets, in denen Dümpelfriede mit seltenen Infektionskrankheiten durch die Gassen schleichen – Orte ohne Gott, die aussehen wie aus Fimo gebastelt. Viele Städte sind recht hübsch und verdienen einen Platz im täglichen Sprachgebrauch.

Bevor wir uns hier die Lofoten verbrennen, wollen wir der deutschen Sprache eine Langeness drehen. Ehre, wem Ehre hambürt. Denn wir alle wissen: Wer Rastedt, der rostet.

Langreder – kurzer Sinn: Rethen ist Silber, Schleiden ist Gold. Bevor wir hier jemanden in Garmisch bringen, lassen Sie mich sagen: Auch wenn Ihnen der Harz in die Hose gerutscht ist – Sie sind hier sicher wie in Amsterdams Schoß. Auf Rethen folgt Sonnenschein. Mögen Sie auch vor jemandem Manchester haben. Mögen Sie auch annehmen, Sie hätten nur die Wahl zwischen Brest und Cholera – ich kenne meine Papenburger. Wir sind die Burg Eltz in der Brandung. Wir lassen uns von niemandem nach Palma bringen und riechen die Hunte.

Sie mögen vielleicht denken: »Was soll's? Es ist doch jeden Tag dasselbe in Brünn. Ich komme mit Engensen und Würselen über den Tag. Wann habe ich mich das letzte Mal gefreut wie ein Spreekönig? Bis Hilter und nicht weiter!«

Schluss mit dem traurigen Schwabengesang! Ich will nicht mit der Türkei ins Haus fallen, aber: Überwinden Sie Ihren inneren Schweinfurthund! Ziehen Sie sich nicht in Ihr Schnakenburg zurück. Es wird Ihnen kein Wacken aus der Krone fallen! Denn wo gedöbelt wird, da fallen Späne. Hören Sie auf, mit den Wolfsburgern zu heulen. Ein Schwabe macht noch keinen Sommer. Bald schweben Sie wieder auf Olpen sieben. Denn Sie haben etwas auf dem Kahlen Asten. Und das Leben ist ein zweischneidiges Schwerte: Der Anfang der Aller ist schwer, aber die Letzten werden die Esten sein. Und in der Not frisst der Teufel Rügen.

Das möchte ich Ihnen ins Hammbuch schreiben: Wer den Schaden hat, braucht für Rott nicht zu sorgen, und wer in Arhaus sitzt, soll nicht mit Steinfurt werfen. Gehen Sie langsam vor, sonst verlaufen Sie sich in Sande. Es gilt: Augsburg um Augsburg, Lahn um Lahn, denn zu viel Cochem verdirbt den Brei. Iren sind menschlich. Aber Achtung: Ollmuth kommt vor dem Fall.

Pflegen Sie Ihr Schalke im Nacken, seien Sie kein Wolfsburg im Schafspelz. Und niemals vergessen: Theben ist seliger als Nehmen, aber Geben ist seliger als Bremen.

Volkswagen in sich gefesselt auf Crashkurs am Scheideweg

Der Firma Volkswagen ging es Mitte der 2020er Jahre nicht so richtig gut. Das war schlecht. Die Medienwelt freilich tat sich schwer, die richtigen Worte für das Ausmaß der Krise zu finden. Ein beliebtes Mittel von Kommentatoren ist die Flucht in branchenverwandte Wortspiele. Volkswagen »fährt in die Krise« (*Nordsee-Zeitung*), heißt es dann, oder befinde sich »auf Crash-Kurs« (*taz*).

Ein mannigfaltiges Kalauern war zu beobachten. VW wolle zurück »in die Erfolgsspur« (*NDR*) beziehungsweise »auf die

Überholspur« (*Sat.1*), aber leider »stottert der VW-Motor« (*Kurier*), weshalb sich das Unternehmen »am Scheideweg« (*AutoScout24*) befinde, denn die Elektromobilität biege derzeit »auf die Standspur ab« (*Handelszeitung*).

Es ist ein probates Mittel, Sujet und Sprache zu verheiraten. Aber Vorsicht! »Miese Stimmung auf dem schwankenden VW-Deck« (*Braunschweiger Zeitung*) ist ein klassischer nautischer Vergleich, Volkswagen baut aber keine Schiffe. Abzug in der B-Note! Die Zeile »Volkswagen blutet« (*Bild*) malt dagegen das morbide, aber treffliche Bild eines siechen Patienten. Generell sind Klinikanalogen beliebt. Die *Braunschweiger Zeitung* etwa diagnostizierte: »VW muss streiten, bis der Arzt kommt«.

Überhaupt: der Rettungsdienst. Die *Rheinpfalz* sah »Feueralarm bei VW«, während die *Kleine Zeitung* den Konzern als »in sich selbst gefesselt« erlebte. Wir fassen die aktuelle Sachlage kurz zusammen: Volkswagen blutet, brennt, stottert und streitet in sich gefesselt auf Crashkurs am Scheideweg, bis der Arzt kommt.

»VW steht eine Durststrecke bevor«, prophezeite die *Freie Presse*, als sei der strauchelnde Weltkonzern ein dehydrierter Triathlet, während es den *Focus* bei dem Versuch, in einer Schlagzeile über die Krise bei Volkswagen auch noch dem verhassten Ampelkanzler einen mitzugeben, leicht aus der, nun ja, Kurve trug: »VW fällt Scholz' Ampel auf die Füße«, hieß es da mit Blick auf den Kurzzeitkanzler Olaf Scholz. In meinem Kopf entstanden verwirrende Bilder, in denen das komplette VW-Stammwerk in Wolfsburg einer Ampel auf die Füße fällt. Falsch abgebogen war sprachlich auch die *ARD*. Ihr zufolge stand »VW vor wichtigen Weichenstellungen«, was umgekehrt bedeutete, dass der Tank der Deutschen Bahn leer sein muss und die Lufthansa keine Handbreit Wasser mehr unter dem Kiel hat.

Kurzer Rückblick: Vor vielen Jahren gingen mit dem halben Land die Pferde durch, als die nicht ganz sattelfeste Medienwelt

Meldungen über Pferdefleisch in der Lasagne tritt. Man machte gute Mähne zum bösen Spiel: »Industrie soll Ross und Reiter nennen«, hieß es damals. »Ministerin reitet den Amtsschimmel«, »Nepper, Klepper, Bauernfänger« usw. usf. Ich dachte schon damals: Es wiehert mich an, ich pferd noch wahnsinnig.

Bevor diese Kolumne scharf abbremst, hier noch eine wichtige Meldung aus der Wirtschaft: Lufthansa-Aktien befinden sich »im Sinkflug« (*Wallstreet Online, n-tv, Der Aktionär*). Bitte? Nicht? Verzeihung, ich muss mich korrigieren: Lufthansa-Aktien befinden sich natürlich »im Aufwind« (*Finanznachrichten.de*). Und damit zurück in die angeschlossenen Funkhäuser.

Neues von den Gebäckstreet Boys

Die hochlöbliche Kunst der Backwarenherstellung gehört zu den reputierlichsten Professionen auf dem weiten Weizenfeld des Handwerks. Der Bäcker steht früh auf, backt wunderfeine Dinge und geht dann zeitig schlafen. Irgendwann dazwischen aber geschieht Seltsames mit ihm. Dann nämlich, wenn er seine Waren zu benennen hat.

Brötchen zum Beispiel heißen nicht mehr Brötchen. Sie heißen Goldbuben, Mühlenkracher, Softkrüstchen, Bauernlümmele, Krustis, Kornknacker, Kürbisschlawiner, Körnerbursche oder – jawohl – Dinkelkumpel. Irgendwann muss ein Bauer in einem Frisiersalon namens Haarakiri, Kamm together oder Föhnomenal gesessen und gedacht haben: »Hold my beer ...!«

Die Backwarenbenennung verlässt nicht selten den Boden des geschmacklich Duldbaren. Ich weiß nicht, woran Sie bei Dinkel-Knorze, Lattenkracher oder Kümmel-Lümmel denken müssen. Aber ehe ich beim Bäcker für jedermann hörbar »einen Körnerdieb, drei Zimt-Wuppis und zwei Ofen-

schlüpfer« bestelle, gehe ich hungrig wieder raus. Ich mache mich doch nicht zum Affen, nur weil der Magen knurrt. Die häufigste Bestellung beim Bäcker dürfte ohnehin ein defensiv hingemurmertes »Ich hätte gern das da vorne ...« sein.

Es muss sich bei der Benamsung von Backwaren um ein groß angelegtes Komplott zur Demütigung von Bäckereikunden handeln. Anders sind Namen wie Roggstar (Roggenbrötchen), Heavy Mettel (Mettbrötchen) oder Käsfüße (Käselaugengebäck in Fußform) nicht zu erklären. Entweder steckt in manchem Bäcker ein kleiner Kalauerkönig mit sadistischen Neigungen. Oder die Marketingabteilungen der Backkonzerne drehen inzwischen frei.

Allein in der tadellosen Backstube meines Vertrauens sind folgende Produkte käuflich zu erwerben: SteinofenSchorsch (Brot), Kürbiskerl (Kürbisbrot), Nussgenuss, Langer Kaaarl (Baguette) und Würziger Kaaarl (Baguette mit Kräutern). Schmecken tut es hervorragend. Nur bestellen kostet Überwindung. Da trifft es sich, dass der Laden auch hausgemachten Gin verkauft.

Gewiss ist es ein hartes Brot, sich von der Konkurrenz abzuheben. Im Backwesen aber fällt man inzwischen wieder auf, wenn man seine Ware einfach nach dem benennt, was drin ist. Und sie nicht Krosser Hannes, Wikingerbrot oder gar – jawohl, sie liegt da draußen in den Regalen! – Mohnika nennt. Es sei denn natürlich, das Brot enthält irgendwelche Bestandteile von Wikingern, Hannessen oder Monikas.

Während Backwarennamen zunehmend aus der Hölle kommen, fallen Backstubennamen zurückhaltend aus. Dabei gäbe es doch auch da schöne Optionen wie Mehlanchole, Gargamehl oder Mehlchior und BalthaSaat. Oder auch Backrobatik, Backropolis oder Die Backademiker. Bei den Friseuren ist es genau umgekehrt: Die Läden heißen maximal bekloppt, die Angebote dagegen klassisch artig. Man könnte natürlich kooperieren: Bäckerei und Friseur unter einem Dach. Warum nicht?

Chiropraktiker und Bäcker in einem Haus gibt es schon – wir nennen es Knack & Back!

Also: Friseur und Bäcker als Joint Venture. Eine Dauerwelle könnte dort ebensogut eine Frisur sein wie ein Plunderstück mit Sahne, ebenso der Ährenzopf, die Olympiarolle oder die Schmalztolle.

Prognose: Es wird den Gebäckstreet Boys nie gelingen, den Friseuren den Schnaid abzukaufen (beziehungsweise natürlich den Schneid). Da können die Bäcker noch so viele Zwergenbällchen, Schrotflinten und Zimtzicken verkaufen – gegen Hairway to Steffen, Der Frisenleger oder Vorhair Nachhair kommen sie nicht an. Geschweige denn gegen mein persönliches Highlight: Zopf oder kahl. Was Friseure können, können nur Friseure.

Spargelesk und kinskiesk

Um sich idiomatisch vom Pöbel zu distinguieren, bietet die Schriftsprache eine Reihe von Möglichkeiten. Die quantitativ exorbitante Utilisation von Fremdwörtern etwa. Oder den Einsatz von güldenem Dekorationsvokabular. Karl Theodor zu Guttenberg sagte damals statt »Ich traue mich nicht« tatsächlich mal »Ich werfe Ihnen hier ein Stück Schüchternheit zu«. Es war ein präventiöses Ölgemälde von einem Satz (»Sie sind doch präventiös!« – »Präventiös? Moi?«).

Ein wichtiges Werkzeug der Laubsägeliteratur ist das Semikolon. Ein Satzzeichen mit Fliege und Hornbrille aus der Familie der Renommiersymbole. Thomas Mann allein hat weite Teile des deutschen Semikolonvorrats aufgebraucht. Menschen, die gehäuft Semikolons verwenden, verwenden auch: Kolophonium, Möbeltinktur, Molltonarten und Pfeifentabak.

Gern nutzen Autoren mit Bramarbasionshintergrund auch den Schluckauf der gebildeten Stände: das gute, alte »sic!«.

Damit signalisieren Schriftsteller: »Ich habe als Autor natürlich gemerkt, dass der rückenmarksgesteuerte Dorfdepp, den ich gerade zitiere, ein bisschen Kirmes im Kopf hat; aber ich wollte Ihnen diesen Fauxpas keinesfalls vorenthalten – vor allem, weil es mich selbst besser aussehen lässt.«

Der Star unter den Imponiervehikeln ist aber das Adjektiv »kafkaesk«, ein Erbe von Franz Kafka. Die Mode, mittels des Suffixes -esk nach dem französischen Vorbild -esque ein Adjektiv zu bilden, stammt aus dem 19. Jahrhundert, als das Bürgertum die italienische Renaissancekunst ins Herz schloss und fortan alles und jeden »borrominesk«, »caravaggesk«, »dantesk«, »giottesk«, »leonardesk«, »tizianesk« oder »michelangesk« fand. Es folgten Nachahmerbegriffe wie »wagneresk«, »mozartesk«, »balladesk«, »disneyesk«, »hippiesk« und »Helpdesk« (okay, der zählt nicht).

Und dann ist es eskaliert. Es wurde also eskalieresk. Die -esk-Sache ist komplett aus dem Ruder gelaufen. Ich hab mal bei uns im Redaktionsarchiv nachgeguckt, welche -esk-Wörter wir verwendet haben. Seit »kafkaesk« sind unter anderem folgende -esk-Varianten öffentlich erschienen: »rioreisesk«, »zappaesk« (nach Frank Zappa), »beatlesk«, »woodyallenesk«, »heinemülleresk«, »kinskiesk«, »montypythonesk«, »beckenbaueresk«, »völleresk« sowie – jawohl! – »iljarichteresk«, »rumpelstilzesk«, »elefantesk«, »zombiesk«, »filigranesk«, »gefühlsprosaesk«, »ZDFesk« und »spargelesk«. Und alles, was die frühere SPD-Chefin Saskia Esken sagte, war natürlich saskiaeskenesk.

Wer oder was ist bitte »spargelesk«? Ist Rhabarber spargelesk? Ist Ilja Richter spargelesk? Und ist »filigranesk« noch filigraner als »filigran«? Und was ist elefantastischer: »elefantesk«, »elefantös« oder »elefantöskisch«?

Ist heinemülleresker Eskapismus eskapistischer als die saskiaeskeneske Eskalation zappaesker Beatleskigkeit? Und ist die scharlataneske Kinskieskigkeit von Frank Zappa zappaesker als

die heinermüллерeske Rumpelstilzeskigkeit von Rio »Rumpel« Reiseresk? So oder so: Ich wünsche Ihnen ein gefühlspoesaeskes Vergnügen bei der weiteren Lektüre dieses Buches.

Liebestolle Dichter in der U-Bahn

Wenn Torsten Sträter seinen Sohn verkasperm will, sagte er Sätze wie »Sohn, Erbe des Imperiums, was ist Phase?« Oder gern auch: »Ich küsse dein Herz, Brudi!« Denn der hasst das, der Sohn. Es gibt für »langsam wegfermentierende Komiker« (Sträter über sich selbst) kein verlässlicheres Mittel, Fremdscham auszulösen, als seinen 21-jährigen Spross mit falsch benutzter Jugendsprache zu belästigen. »Es ist die letzte Freude, die ich noch habe.«

Sicher ist: So viel Vergnügen hat die sogenannte Jugendsprache lange nicht bereitet. Nach Jahren eher trüber Reduktion im Jugendslang auf das Wesentliche (»Was geht?« – »Jo, muss ...«) wird die zeitgenössische Pubertantenkommunikation seit Längerem mit lyrisch-bunten Sprachbildern voll glühendem Pathos geflutet, befeuert durch TikTok, YouTube-Shorts und Instagram-Reels. Wallah, ich schwöre bei Gott!

»Du hast mein Leben gerettet, Bruder, auf Ehrenbasis, ey!«, lobte mich jüngst ein Schüler, dessen Portemonnaie ich vom Boden aufgehoben und ihm zurückgegeben hatte. Wohl gemerkt: Ich habe ihn weder entkräftet aus einem Badesees gezerzt noch im letzten Moment von der Bahnsteigkante gerissen. Ich habe nicht seine Mutter wiederbelebt und auch nicht für eine Million Euro bei der Bank für ihn gebürgt. Ich habe bloß seine Brieftasche gefunden.

Aber es ist halt der Ton der Stunde. Schluss mit der jahrelangen Wortkargheit unter Heranwachsenden – Schwulst und Schwüre allerorten. Auf jedem Schulhof, in der Straßebahn, im Supermarkt klingen minderjährige Adoleszenten

flächendeckend wie barocke Dichter, bloß mit (gern künstlichem) Akzent:

»Du bist meine Seele, Brudi, schwör!«

»Digga, ich küsse deine Augen, bis morgen!«

»Möge Allah dir zehn Häuser schenken!«

So geht das hin und her. Friedrich Schiller trifft Kontra K. Selbst christlich getaufte Gymnasiasten wünschen sich gegenseitig »Möge Allah dich beschützen, Habibi!«. Aber die Jugend macht eben, was ihr gefällt, in der Sprache genau wie in jedem anderen Lebensbereich. Oder wie der Pathosprofi Schiller in *Wallensteins Tod* schrieb: »Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort, / Das schwer sich handhabt, wie des Messers Schneide; / Aus ihrem heißen Kopfe nimmt sie keck / Der Dinge Maß, die nur sich selber richten.«

Was ist da los? Die Neigung zum sprachlichen Übermut bei Jugendlichen hat ihren Ursprung selbstverständlich in migrantischen Kulturen, wo Liebe, Freundschaft, Dankbarkeit und Nähe in viel bildhafterer Sprache zum Ausdruck kommen als in der zwar präzisen, aber doch auch technokratischen und metaphernarmen deutschen Sprache, Schiller hin oder her.

Deutsche Jugendliche umarmen den Trend – und nutzen Begriffe wie »Inshallah« (so Gott will) oder »Wallah« (bei Gott) ironisch und humorvoll gern mit. So entstand ein multikulturelles Sprachamalgam aus arabischen Koseworten und westlicher Bromance-Lyrik, das gesellschaftlich weite Kreise gezogen hat.

»Ich sterbe für dich, mein Sonnenschein!«

»Inshallah! Du hast gesprochen wie ein Löwe!«

»Gott soll deine Mutter segnen!«

Vor allem das zauberhafte »Danke«-Synonym »Ich küsse deine Augen« (türkisch: »gözlerinden öperim«) hat eine spektakuläre Karriere hingelegt – aus der türkischstämmigen Community über die sozialen Medien und die Hip-Hop-Kultur tief in den deutschen Mainstream hinein. Schon 2018 stand

der Ausdruck zur Wahl als Jugendwort des Jahres, gewonnen hat dann aber der »Ehrenmann«.

Viele der Ausdrücke, die in ihrem Herkunftssprachraum alltäglich und selbstverständlich klingen, erhalten in der deutschen Übersetzung eine putzige Opulenz. Genau das ist es, was hierzulande ihren Erfolg ausmacht. Denn warum haben all die Sätze, in denen es durchaus schnulzig und rührselig viel um »Respekt« und »Ehre« geht, eine derartige Verbreitung auch bei Jugendlichen ohne Migrationshintergrund gefunden? Weil sie als linguistische Notnägeln perfekt in die Gegenwart passen.

In komplexen, schwierigen Zeiten sind persönliche Bindungen nicht nur für Jüngere von existenzieller Bedeutung. Und sich hinter der Fassade des Nicht-wörtlich-Meinens verstecken zu können, ist eine clevere Möglichkeit, Liebe und Zuneigung zu den Kumpels auch unter Kerlen auszudrücken – ohne sich dem noch immer mit Tabus besetzten Verdacht auszusetzen, ein Softie oder gar ein »Emo« zu sein.

Im Gewand der überzuckerten Ironie (»Ich trage deinen Schmerz, Bruder!«) ist Liebe unter Kerlen auch bei Minimachos anschlussfähig. Denn Ironie ist, wie wir wissen, die Kunst, es nicht so zu meinen, aber irgendwie doch, nur anders. Es ist quasi die Cartoonversion der Zuneigung: so übertrieben, dass man sich damit nicht blamiert, weil es unmöglich wörtlich gemeint sein kann.

»Multiethnolekt« nennen Sprachwissenschaftler eine solche durch Migration geprägte, meist urbane Sprechweise. Die Community selbst spricht weiterhin von »Kanak Sprak«, ein vor Jahren vom deutsch-türkischen Schriftsteller Feridun Zaimoglu geprägter Begriff. Heute erlebt die Kanak Sprak eine damals ungeahnte Blüte.

Zuwanderungsfeinde sehen in dem Phänomen selbstverständlich ein bedrohliches Indiz für den nahenden Untergang des Abendlandes. In Wahrheit dient der schwelgerische Importslang eher als fröhlicher kultureller Vitaminstoß.

Früher sind massenhaft englischsprachige Ausdrücke in den deutschen Wortschatz übergegangen – ein normaler Vorgang. Heute sind es türkische und arabische. Neu ist, dass der Slang inzwischen auch weit außerhalb klassischer Ghettomilieus Verwendung findet, in seiner ironisierten Spielart (»Mein Leben gegen deins, Bruder«) sogar zunehmend in akademischen Kreisen, in denen man sich lange heftig bemühte, sich mit einer Art sprachlichem »Reinheitsgebot« sozial abzugrenzen.

Im Ton ähnelt der türkisch-arabische Freundschaftssprachkult einem deutlich nördlicheren: Auch viele irische Segenswünsche aus der keltischen Tradition befeißigen sich einer ähnlich nährstoffreichen, dramatischen Sprache: »Möge die Straße dir freundlich entgegenkommen, möge der Wind immer in deinem Rücken sein, möge die Sonne warm dein Gesicht bescheinen und der Regen sanft auf deine Felder fallen ...«

Wo man im protestantisch-nüchternen Norddeutschland höchstens murmeln würde »Bist'n guter Typ ...« salbadern junge Kerle im Bus inzwischen: »Bruder, nur Gott weiß, was ich alles für dich tun würde!« Das klingt für ungeübte Ohren wie eine Drohung. In Wahrheit ist es ein zart verblümter Loyalitätsschwur.

Es geht um Freundschaft. Aber nicht im Sinne einer aus männerbündlerischem Korpsgeist geborenen Kameradenloyalität. Sondern als tiefe, nicht-sexuelle Seelenverwandtschaft, die mit Witz und Chuzpe das männliche Verlangen nach einem komplikationsarmen Ausweg aus der Einsamkeit erfüllt.

»Ich schenk' dir meine Seele, Bro!«

»Deine Aura killt alles, mein Herz!«

»Ich küsse deine Stirn, aber mit Respekt!«

Männerfreundschaften sind ja zumeist auch Fluchtzonen: In der emotionalen Sicherheit einer Kumpelbeziehung blüht manch klassisch gestrickter Kerl geradezu auf. Hier droht kein Problemgespräch, kein Julia-Roberts-Film, kein Rucolasalat. Es ist eine eskapistische Fantasie mit langer Tradition: Schon

Platon im antiken Griechenland hielt die tiefe Freundschaft für die erfüllendste, wertvollste Beziehung eines Menschen überhaupt.

Da ist es umso erstaunlicher, dass so viele Männer weiterhin Probleme haben, sich unironisch ihren Emotionen zu nähern. Bis zur Pubertät sprechen Jungen noch recht offen und freimütig über Gefühle, Ängste und die Wichtigkeit von Freundschaften, hat die US-Psychologin Niobe Way festgestellt. Mit fünfzehn oder sechzehn Jahren ändere sich das schlagartig – Jungen behaupten dann plötzlich, keine Freunde zu benötigen, allein zurechtzukommen. Die Einsamer-Wolf-Prägung beginnt.

»In dieser Zeit lernen Jungen, was Männlichkeit bedeutet«, schreibt Way. »Und die wichtigste unausgesprochene Regel lautet: Vermeide alles Weibliche.« Das erschwert für den Rest des Lebens nicht nur Intimbeziehungen, sondern auch die Freundschaftspflege. Genau diese Lücke füllt die arabischstämmige Freundschaftslyrik.

Denn die Not der Kerle ist groß. Frauen haben beste Freundinnen, man herzt sich, hält Händchen. Männer aber, speziell weiße, mittelalte Exemplare, sind soziologisch gesehen die einsamsten Menschen der Welt. Keine andere Gruppe hat weniger enge Freunde, keine ein durchlässigeres soziales Netz. Umso willkommener ist nun die Möglichkeit, seine Liebe zu den Buddies über den Kanak-Sprak-Umweg doch noch über die Lippen zu bringen.

Und so werden überall in Deutschland lustvoll letzte Hemden, Herzen und Seelen verschenkt, es werden Mütter und Ehrenmänner gepriesen, Stirnen und Augen geküsst, es wird »gegönnt«, »gestorben« und »gesegnet«, dass es eine Freude ist. Inshallah, alles wird gut! Gott soll eure Mütter segnen, und eure Seelen sind Gold. Auf Ehrenbasis.

Politik & Gesellschaft

Google Maps für Eichhörnchen

Ein Brief an die USA zum 250. Geburtstag

Dear America,

es fällt mir nicht leicht, das zu schreiben. »Dear America«? Liebes Amerika? Was ist an Dir »lieb«? Du bist dem Irrsinn anheimgefallen, gefangen im Klammergriff eines narzisstischen Wüterichs und seiner Lemminge. Wer im 250. Jahr Deines Bestehens an Dich denkt, USA, der denkt an Käfigkämpfe vor dem Weißen Haus, an obszön reiche Silicon-Valley-Gierschlünde und an entfesselte ICE-Agenten, die Latinos hinter sich herzerren wie Beutetiere.

Aber dann bin ich Dir begegnet, wie Du auch sein kannst, immer noch. Da stand Paul Simon, 84 Jahre alt, ganz allein mit seiner Gitarre auf einer Bühne in Berlin. Er sang »Sound of Silence«, es war die letzte Zugabe. »Hello darkness my old friend ...«. Menschen hatten Tränen in den Augen. Nicht nur, weil hier eine Legende wohl ihren Abschied nahm. Sondern auch, weil diese vertraute Stimme viele im Publikum an ein besseres Amerika erinnerte, das seit Jahren verschüttet liegt unter Hass, Chaos, Krieg und Lächerlichkeit.

Und plötzlich durchzuckte mich der Gedanke, dass all das nicht verloren sein muss. Dass das schlechte Amerika immer lauter war als das gute. Und dass die USA immer auch ihr Gegenteil sind, selbst heute noch. Ein Land der Verheißung und der Gewalt, der Grausamkeit und der Menschlichkeit. Ein Land, das immer auch eifrig darin war, eigene Untaten anzuklagen.

Wir wollen nichts schönreden. Geburtstage sind nicht dazu da, dem Jubilar die Falten wegzuloben. Aber Du bist eben, Amerika, nicht nur der paranoide Menschenfeind Nixon. Du bist auch Woodward und Bernstein. Du bist die Tränen in den Augen von Jesse Jackson in der Nacht, als Barack Obama zum ersten schwarzen US-Präsidenten gewählt wurde. Du bist der Aufstand im Stonewall Inn in der Christopher Street – der Urknall der LGBTQ-Bewegung. Du gabst Deinen eigenen Entrechteten eine Sprache. Genau das ist ja der faszinierende Widerspruch an Dir.

Du bist nicht nur die Todesstrafe, Rassismus, Polizeigewalt und Abu Ghraib. Du bist auch die Reise der Merry Pranksters in Tom Wolfes Klassiker *The Electric Kool-Aid Acid Test*, du bist Jack Kerouac, Joan Baez und Dylans näselnde Poesie der Menschlichkeit. Du bist nicht nur Rodeo, Line Dance und Barbecue. Du bist ein kulturelles Amalgam aus schwarzer Musik, jüdischem Witz, irischer Kraft, italienischem Dolce Vita, mexikanischem Familiensinn und schwuler Clubkultur.

Du hast aktuell vergessen, dass das funktionieren kann. »Es steckt so viel Gutes in den Schlechtesten von uns und so viel Schlechtes in den Besten von uns, dass es keinem von uns zusteht, an den anderen etwas auszusetzen«, schrieb James Adams, Schöpfer des Begriffs »American Dream«, 1931 in seinem Buch *The Epic Of America*. Die Hoffnung, dass sich jeder Mensch nicht nur zu Wohlstand hocharbeiten, sondern auch persönliches Glück erlangen könne, wurde zu Deinem global erfolgreichsten Exportartikel.

Du warst das Versprechen auf eine Freiheit, die als Idee immer größer war als in der Wirklichkeit. Denn sie galt nicht für alle. Nicht für Schwarze, für Native Americans, für Migranten, für Frauen, für Schwule. Du hast Deine Chancen notorisch ungleich verteilt. Ein unschuldiges Amerika gibt es deshalb nicht. Aber Du schriebst eben gleichzeitig auch die Lieder,

Texte und Gedichte, die dieses Unrecht in vollendeter Schönheit anprangerten.

Kaum jemand hat Deine Bigotterie klarer benannt als Frederick Douglass, ehemaliger Sklave und später der einflussreichste Afroamerikaner des 19. Jahrhunderts. In seiner Rede »What to the Slave Is the Fourth of July?« von 1852 zerlegte er den fragilen Stolz des Landes mit einem Satz, der heute wieder wie eine Ohrfeige klingt: »This Fourth of July is yours, not mine« (Dieser vierte Juli ist eurer, nicht meiner).

Aber das positive Bild von Dir, das Europa und der Westen so lange pflegten, war auch nie bloße Propaganda. Es ging um mehr als Coca-Cola, Marlboro und die Route 66. Es ging um einen Zukunftsglauben, der mit solcher Wucht erzählt wurde, dass andere Gesellschaften dagegen alt aussahen. Jazz, Blues, Rock 'n' Roll, Broadway, Comedy, Beatliteratur, Soul, der New Journalism von Hunter S. Thompson, Fernsehen, Pop-Art, Hip-Hop. Dein größtes Verdienst, Amerika, ist, dass Du den Sound der Moderne und damit eine Weltsprache der Freiheit geschaffen hast.

Deine wahre Glaubwürdigkeit hast Du nie aus den Worten und Taten Deiner Präsidenten gewonnen, sondern aus den Stimmen Deiner Dissidenten. Nicht Deine Regierungen in Washington sicherten Deine moralische Autorität, nicht mal John F. Kennedy, sondern Deine Gewerkschafter, Bürgerrechtler, Rocker, schwul-lesbischen Aktivisten, Komiker, Studentinnen, Regisseure, und politischen Essayisten von Joan Didion bis Susan Sontag, von David Foster Wallace bis Noam Chomsky.

Trump hat dann die Rhetorik der Freiheit durch imperiale Selbstgerechtigkeit ersetzt. Er begriff, dass ein Teil der Amerikaner nicht mehr hören wollte, wie großartig alles sei, sondern wie mies. Wie anders. Wie viel schlechter als früher. Doch seine angebliche Heimatliebe ist nur ein aufgeblasener, pathetischer Flaggenpatriotismus eines Landes, das sich erschöpft in den Trost der Vereinfachung flüchtet.

Du bist aktuell kein Vorbild. Ein Staat, der so gern von Freiheit spricht, darf sich in der Welt nicht benehmen wie ein Zocker, der Regeln nur beachtet, solange er gewinnt.

Ich wünsche mir zu Deinem Geburtstag ein Amerika zurück, das sich seiner selbst sicher genug fühlt, um großzügig zu sein. Ein Land kann auf Dauer nicht frei sein, wenn seine Freiheit nur noch für jene gilt, die Aktien besitzen. Börsenkurse stiften keinen Gemeinsinn.

Deine Gesellschaft unterliegt einer schweren Prüfung. Es ist nicht viel übrig von dem leisen Lied, das die erschöpften Auswanderer summt, als in den Nebeln vor Manhattan die Silhouette der Freiheitsstatue auftauchte. Doch der »American Dream« ist, so beschädigt er auch sein mag, als Leitbild weiter tief in Deiner DNA verankert – »wie ein Betriebssystem, das man erst bemerkt, wenn es hakt oder ein Update braucht«, hieß es erst vor Kurzem in einem Essay im Magazin *The New Yorker*.

»Es ist nichts falsch an Amerika«, sagte Bill Clinton 1993, »was nicht mit dem geheilt werden kann, was richtig ist an Amerika«. Nirgends spiegelt sich das so deutlich wie in Literatur und Popkultur. Als die zuckersüße Kino-Musical-Glückspropaganda der Fünfziger mit der Lebenswirklichkeit nicht mehr viel zu tun hatte, sezierte das »New Hollywood« die bürgerlichen Lügen in *Taxi Driver* oder *Apocalypse Now*. Und Dennis Hopper und Peter Fonda jagten in *Easy Rider* einem neuen amerikanischen Traum nach.

Trump ist nicht das ganze Amerika, Amerika ist nicht Trump. Die Trump-Ära ist eine tiefe Krise, aber sie wird nicht die Lieder von Bruce Springsteen zerstören, die Gedichte von Walter Whitman, den Sound von Motown und die uramerikanische Tradition, die Mächtigen zu verspotten – von Lenny Bruce bis zu Jimmy Kimmel. »Amerika ist kein fragiles Ding«, hat Obama einmal gesagt.

Das schlechte Amerika verlangt Loyalität ohne Erinnerung. Es will geschichtsblinde Mythen, klare Feindbilder und kurze